

Sanna Seven Deers

Das Geheimnis
des
GOLDGRÄBERS



Beaver Creek Ranch

Abenteuer in den kanadischen Rockies
1 - Das Geheimnis des Goldgräbers

Chili Tiger Books



Ein unerwünschter Gast

Die zwölfjährige Lucy Yellow Eagle saß im Wohnhaus der Beaver Creek Ranch, auf der sie mit ihren Eltern und drei Geschwistern wohnte, und schaute gedankenversunken aus dem Fenster. Von hier aus konnte man den gesamten Hof überblicken. Scheune, Stallungen und Außengebäude lagen in Sonnenschein getaucht vor ihr. Aber es waren die weitläufigen Wiesen und die unberührte Natur, die ihre Blicke anzogen. Die Ranch lag in den Ausläufern der kanadischen Rockies, hoch oben in den Bergen. Die Hänge stiegen in sanften Wellen an und waren bis auf die Wildwiesen dicht bewaldet. Auch auf der anderen Talseite erstreckten sich die Bergketten bis zum Horizont. Wie sehr sie diese Landschaft liebte!

Es war Ende Juni und endlich waren Sommerferien. Zwei lange unbeschwerte Monate lagen vor den Yellow Eagle Kindern. Lucy und ihre Geschwister, der elfjährige Sam, der zehnjährige Joey und die sechsjährige Annie, hatten den Sommermonaten bislang mit grenzenloser Begeisterung entgegengefeibert. Nach dem langen, bitterkalten Winter, der wie üblich über fünf Monate angedauert



hatte, war die Aussicht, den ganzen Tag draußen im Freien zu sein, einfach herrlich. Lucy liebte es, ihrem indianischen Vater beim Anlernen der Jungpferde zuzusehen und nach den Rindern und Kälbern zu schauen, mit deren Zucht die Familie sich ihren Lebensunterhalt verdiente. Und wie schön war es, zusammen mit den Geschwistern Streifzüge in die Wildnis rings um Beaver Creek Ranch zu unternehmen.

Aber in diesem Sommer würde alles anders sein. Bekannte ihrer Mutter siedelten von Deutschland nach Vancouver um. Sie hatten Lucys Eltern, Laura und John, gebeten, ihren Sohn Rick auf der Ranch aufzunehmen, während sie sich in Vancouver in Ruhe nach einem neuen Zuhause umsahen. Gewiss, Rick war zwölf Jahre alt und insofern gab es altersmäßig keine großen Unterschiede. Dennoch sah Lucy dem Gast mit Argwohn entgegen. Rick war ein Stadtkind. Und auf Stadtkinder musste man in der Wildnis aufpassen wie auf Kleinkinder. Sie hatten einfach keine Ahnung! Lucys Träume von ungezwungenen Streifzügen durch die geliebten Berge waren dahin. Die Haustür flog mit lautem Knall auf und Joey stürmte atemlos ins Haus. Der Junge war das Ebenbild seines Vaters. Er hatte dieselben dunklen Augen, dasselbe schulterlange schwarze Haar und dieselben markanten Gesichtszüge. Dicht hinter ihm folgte Sam. Sein Haar war vom Wind zerzaust und seine Augen leuchteten.

„Sie kommen!“

Innerhalb von Sekunden war die ganze Familie Yellow Eagle auf der überdachten Veranda versammelt und alle beobachteten gespannt die riesige Staubwolke, die das herannahende Fahrzeug auf der unbefestigten Straße verursachte. Selbst Großvater Yellow Eagle, der in seiner

eigenen kleinen Blockhütte ebenfalls auf der Ranch wohnte, unterbrach seine Arbeit neben der großen Scheune und kam zum Wohnhaus herüber, um die Gäste zu begrüßen. Nur Lucy machte ein verdrießliches Gesicht.

„Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe, Lucy“, mahnte Laura, ihre Mutter. „Ich kenne Ricks Mama seit langer Zeit und es ist das erste Mal, dass sie meine Familie trifft. Ich möchte nicht, dass sie denkt, meine Älteste sei ein Muffel. Komm, du bist so hübsch, wenn du lächelst.“ Sie strich ihrer Tochter zärtlich eine lange dunkelbraune Haarsträhne aus dem ebenmäßigen Gesicht und stupste sie aufmunternd an.

„Mom, warum kommt der Junge zu uns?“, wollte Annie jetzt wissen.

„Das haben wir dir doch schon hundert Mal erklärt!“, stellte Sam fest und zog an einem von Annies dunkelblonden Zöpfen.

„Au!“, rief Annie und funkelte ihren Bruder finster an.

„Sam!“ Mit strenger Stimme wies Laura ihren Sohn zurecht.

„Und er bleibt den ganzen Sommer?“, fragte Annie.

„Ja, den ganzen Sommer“, antwortete Laura geduldig.

„Wir wollen sehr nett zu ihm sein, damit er sich bei uns wohlfühlt. Schließlich kennt er uns überhaupt nicht.“

„Ich verstehe bloß nicht, warum er unbedingt in unserem Zimmer schlafen muss“, warf Sam ein und versuchte, sein wirres dunkelbraunes Haar zu glätten. Besuch war schön, aber irgendwo hatte alles seine Grenzen.

„Lass uns nicht wieder damit anfangen“, entgegnete sein Vater. „Ich kann das Haus nicht größer zaubern, als es ist.“

In diesem Moment bog auch schon ein großer Landrover

um die letzte Kurve der langen Einfahrt und hielt vor der Veranda.

Als sich die riesige Staubwolke, die dem Wagen gefolgt war, gelegt hatte, stiegen die Besucher aus. Sie wurden von Laura und John Yellow Eagle herzlich begrüßt. Für einen kurzen Moment waren die Erwachsenen ganz mit sich beschäftigt. Dann aber wandten sie sich den Kindern zu. Die Yellow Eagle Kinder sagten freundlich Hallo und warfen dabei neugierige Blicke auf den hochgewachsenen Jungen, der blass und etwas missmutig hinter seinen Eltern stand und sich unruhig durchs dunkelblonde Haar strich.

„Und das ist unser Rick. Er ist ein bisschen schüchtern. Ich befürchte, die Umstellung war doch anstrengender für ihn, als wir angenommen haben. Ich hoffe, es war die richtige Entscheidung, ihn zu euch zu bringen.“

„Rick wird sich bestimmt bald bei uns eingelebt haben. Mach dir keine Gedanken, Isabell. Wie hat dir denn die Fahrt gefallen?“ Laura Yellow Eagle legte dem Jungen freundlich ihre Hand auf die Schulter.

Für einen Augenblick hellten sich die Augen des Kindes auf. „Super! Wir haben einen richtigen Elch gesehen und entlang der Straße, gleich vor eurer Einfahrt viele Haufen Bären... naja, ihr wisst schon!“

Lucy sah ihn ein wenig gelangweilt an. War das alles? So etwas sahen sie jeden Tag auf der Ranch.

Sam und Joey hingegen gaben sofort begeistert ihre eigenen Erlebnisse mit Bären zum Besten.

„Warum helfst ihr Rick nicht erst mal, sein Gepäck ins Haus zu bringen? Zeigt ihm doch schon mal, wo er schlafen wird“, schlug John vor.

„In Ordnung, Vater! Komm, Rick!“, rief Sam sofort und griff nach Ricks Tasche.

Rick machte ein paar zaghafte Schritte auf das kleine Holzhaus zu und blieb dann stehen.

„Das ist euer Haus?“, fragte er erstaunt.

„Ja!“, rief Joey unbeeindruckt und war auch schon durch die Haustür ins Innere verschwunden.

„Was dagegen?“, brummte Lucy und schob sich an Rick vorbei. Zugegeben, mit der großen überdachten Veranda, dem vorgebauten Raum für Jacken und Schuhe und den beiden angebauten Kinderzimmern sah das Ranchhaus nicht wie ein Meisterwerk der Architektur aus, aber es war warm und gemütlich – und eben Zuhause.

„Nein, nein“, beschwichtigte Rick. Schweigend folgte er den anderen.

Mit Staunen bemerkte er drinnen die gemütliche Atmosphäre: Wände, Decken und Böden des Hauses waren aus Holz, und an den kleinen Fenstern hingen hübsche Gardinen. Neben dem altmodischen Holzkochofen lag ein Stapel Feuerholz bereit, und überall hatten die Kinder ihre Spuren hinterlassen: Zeichnungen, die an die Wände gepinnt waren, Spielzeug, Schulbücher; alles lag fröhlich durcheinander. Die Kiefern Möbel sahen wohlbenutzt, aber ordentlich aus, und es roch herrlich nach Baumharz und Holzfeuer.

Rick folgte den Kindern in das Schlafzimmer der Jungen. Ein großer, dunkelbrauner Mischlingshund lag auf einem der Betten. Als er die Kinderstimmen hörte, hob er den Kopf und begann, freudig mit dem Schwanz zu wedeln.

„Das ist Friday“, erklärte Sam stolz. „Er gehört Joey und mir.“ Seine graublauen Augen leuchteten.

„Du schläfst hier“, sagte Lucy und deutete auf das Extrabett, das ihr Vater im Zimmer aufgestellt hatte. „Und deine Sachen kannst du dort hineinräumen.“ Sie zeigte auf eine Holzkommode, die unter dem Fenster stand.

„Wir schlafen zu dritt in einem Zimmer?“, fragte Rick erstaunt. „Ich habe noch nie ein Zimmer mit jemandem geteilt.“

„Majestät werden sich hiermit begnügen müssen“, knurrte Lucy ungehalten, während ihre Brüder über Ricks Kommentar hinwegzuhören schienen.

„So habe ich es nicht gemeint“, erklärte Rick. Diese Lucy schien an allem, was er sagte, etwas auszusetzen zu haben.

„Dann sag es auch nicht so“, piepste Annie dazwischen. Annie liebte diesen Satz, den sie bei ihren Eltern aufgeschnappt hatte.

„Ist Friday im Haus?“, ertönte Laura Yellow Eagles Stimme vom Wohnzimmer. Kurz darauf stand sie in der Tür zum Kinderzimmer. „Raus mit dir!“, befahl sie tadelnd, als sie den treuen Hund, der sich unbemerkt ins Haus geschlichen hatte, auf dem Bett entdeckte.

„Aber Mom ...“, begann Sam, doch Laura unterbrach ihn, bevor er weitersprechen konnte: „Ich glaube, es ist das Beste, wenn ihr alle hinausgeht und Rick die anderen Gebäude und die Pferde zeigt. In der Zwischenzeit bereite ich das Mittagessen vor.“ Liebevoll, aber bestimmt schob sie die kleine Schar in Richtung Haustür.

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen: Kaum waren sie draußen, rannten sie quer über den Hof zur Scheune – Rick im Schlepptau.

„Vergesst nicht, dass Rick sich in der Wildnis nicht auskennt!“, rief John ihnen mahnend hinterher.

Lucy seufzte. Auf Annie war leichter aufzupassen als auf diesen Rick. Sie konnte es in ihren Fingerspitzen fühlen! Doch als sie die Wildblumen sah, die als unzählige Farbtupfer die großzügigen Wiesen zum Leuchten brachten, war ihr Ärger sofort verflogen. Lucy blieb ste-

hen und blickte zu ihrer Rechten. Sie sah dicht bewaldete Bergketten, soweit das Auge reichte. Kein Haus war zu sehen. Nur ganz weit unten im Tal blitzte ein kleines Stück vom Highway zwischen den Bäumen hervor. Beaver Creek Ranch lag auf 1200 Metern Höhe und sehr abgeschieden von jeglicher Zivilisation in der Wildnis British Columbias, der westlichsten Provinz Kanadas. Und so gefiel es Lucy. Ihre indianischen Vorfahren hatten seit Generationen hier gelebt, und auch Lucy fühlte sich tief mit dem Flecken Land, auf dem die Ranch lag, verwurzelt. „Seid ihr wirklich richtige Indianer?“ Rick war neben ihr stehen geblieben und warf ihr einen bewundernden Blick zu.

Lucys schlanker Körper versteifte sich bei dieser Bemerkung und ihre dunkelbraunen Augen verdunkelten sich.

„Natürlich sind wir richtige Indianer“, zischte sie.

„Ich habe es nicht abwertend gemeint“, erklärte Rick schnell.

„Ich weiß“, erwiderte Lucy etwas freundlicher und stieß heftig den Atem aus. Ihre Mutter Laura war in Deutschland aufgewachsen und hatte ihre Kinder frühzeitig darauf vorbereitet, dass Indianer auf viele Deutsche eine besondere Faszination ausübten. Das unterschied die Deutschen von den meisten Kanadiern. Normalerweise waren Fragen, wie Rick sie gestellt hatte, abwertend gemeint. Lucy hatte solche und ähnliche Dinge schon oft gehört. Feindseligkeiten gegen Indianer gehörten für viele Menschen in den ländlichen Gebieten der Provinz leider immer noch zur Tagesordnung. Oft handelte es sich nicht einmal um Schimpfworte. Doch auch andere Worte konnten wehtun und verfehlten ihre Wirkung nicht, wenn sie absichtlich in einem bestimmten Ton gesagt wurden.

„Nur weil meine Mutter ursprünglich aus Deutschland stammt, heißt es nicht, dass wir Kinder keine Indianer sind“, erklärte sie Rick. „Vater ist Indianer und er hat uns eingeschärft, dass man Indianer ist, solange das Herz indianisch ist. Und Herzen kennen weder Rasse noch Hautfarbe.“ Lucy seufzte. Sie wollte die Unterhaltung nicht in diese Richtung lenken. Nicht jetzt. Darum meinte sie schnell: „Komm, ich zeige dir die Pferde. Meine Stute Seliya wird in den nächsten Tagen ein Fohlen bekommen.“ „Ich kenne mich mit Pferden überhaupt nicht aus“, erklärte Rick und stapfte etwas gelangweilt hinter Lucy her.

„Das wird sich bald ändern“, meinte Lucy trocken. „Dad und Grandpa sind sehr gute Pferdetrainer. Pferde sind auf der Ranch der Hauptgesprächsstoff.“

Die Yellow Eagle Kinder zeigten ihrem Gast die Pferde und die große alte Scheune, den Obstgarten, in dem eine Schar gackernder Hühner lebte, und den Gemüsegarten. Dann kamen sie zum Kühlraum. Außer der Eingangstür war nicht viel davon zu sehen, denn der Raum war in den Berghang gebaut.

„Hier kann man alle Lebensmittel konstant kühl halten“, erläuterte Joey fachmännisch.

„Das kann unser Kühlschranks auch“, erwiderte Rick.

„Aber unser Kühlraum funktioniert ohne Strom. Die Erde hält ihn kühl.“

„Ihr habt keinen Strom?“, meinte Rick entsetzt. „Davon hat meine Mutter nichts gesagt!“

Sam zuckte mit den Achseln. „Wer braucht schon Strom?“

„Naja, für den Kühlschrank, die Waschmaschine, die Toilette, das Wasser, Telefon, Computer, Internet ...“

Lucy begann zu grinsen. „Der Kühlraum ist, wie gesagt, unsere Art von Kühlschrank. Unsere Waschmaschine wird

einmal die Woche von unserem Generator zum Laufen gebracht.“

„Und unser Wasser bekommen wir aus einer Quelle weiter oben am Berg. Schwerkraft lässt es auch ohne Strom direkt durch die Rohre zu uns ins Haus laufen“, ergänzte Sam.

„Ja, in der Stadt kannst du nicht jeden Tag in Quellwasser baden“, meinte die kleine Annie stolz.

„Dafür ist das Wasser warm!“, warf Rick ein.

„Bei uns auch“, gab Annie zurück. „Man muss es nur erst auf dem Holzofen heiß machen!“

Die anderen lachten, als Rick das Gesicht verzog.

„Keine Angst“, erklärte Sam. „Jetzt im Sommer duschen wir sowieso immer draußen unter der Solardusche. Ist viel praktischer. Man muss nur die richtige Tageszeit abwarten, damit das Wasser nicht zu kalt oder zu heiß ist.“

„Und was, wenn es regnet?“

Die Kinder mussten über soviel Pessimismus erneut lachen. „Bei uns scheint im Sommer fast jeden Tag die Sonne“, meinte Lucy. „Und überhaupt, sei froh, dass du nicht das Plumpsklo benutzen musst ...“

In diesem Augenblick hörten sie, wie Laura von der Veranda aus nach ihnen rief: Das Essen war fertig.



Schon bald nach dem Mittagessen verabschiedeten sich Ricks Eltern. Sie wollten noch am selben Abend wieder zurück in Vancouver sein, um die Angelegenheiten, die der Umzug von Deutschland nach Kanada mit sich brachte, schnellstmöglich zu regeln.

Etwas niedergeschlagen ließ Rick sich auf der Veranda



nieder. Aber die Yellow Eagle Kinder munterten ihn schnell wieder auf, und der Rest des Nachmittags verstrich wie im Fluge. Die drei älteren Kinder besaßen ihre eigenen Kleinkalibergewehre und durften ohne Aufsicht der Erwachsenen in der Wildnis umherstreifen, solange sie zusammenblieben und ihren Hund Friday bei sich hatten. Die Kinder zeigten Rick also die unmittelbare Umgebung der Ranch und Beaver Creek, der sich gurgelnd durch die angrenzenden Wälder und Wildwiesen schlängelte. Sie kehrten erst zur Ranch zurück, als es Zeit war, sich um ihre allabendlichen Pflichten zu kümmern.

Rick staunte über die Freiheit, die die Yellow Eagle Kinder in der Wildnis genossen, kam sich aber etwas verloren vor. Er folgte erst dem einen, dann dem anderen Kind und fühlte sich irgendwie überflüssig. Er sah Lucy beim Füttern der Pferde zu und konnte nicht wirklich helfen. Dann folgte er Annie, die die Hühner für die Nacht ins Hühnerhaus sperrte, damit sie vor Kojoten, Luchsen und Raubvögeln sicher waren. Aber das war ein Ein-Mann-Job. Anschließend beobachtete er, wie Sam und Joey fachmännisch Feuerholz spalteten und zur Veranda brachten, und fühlte sich komplett nutzlos. Niedergeschlagen ließ er sich auf den Stufen der Veranda nieder und zog sein Handy aus der Hosentasche, um seine Eltern anzurufen. So ein Mist, dachte er, kein Empfang.

„Das Handy funktioniert nur, wenn du da drüben stehst.“ Joey legte einen Arm voll Feuerholz ab und deutete auf einen großen Felsbrocken nahe dem Abhang gute 100 Meter vom Haus entfernt. „Da würde ich aber in der Dämmerung nicht mehr alleine hingehen – jedenfalls nicht ohne Gewehr.“

Später, als alle Kinder im Bett lagen, konnte Rick lange Zeit

nicht einschlafen. Er lauschte den ruhigen Atemzügen von Sam und Joey, konnte sich aber nicht entspannen. Seine Ohren waren an die Geräusche der Stadt gewöhnt. An den Lärm der Autos, an Sirenen und das laute Stimmengewirr vieler Menschen. Hier in der Wildnis hörte man – nichts! Er wälzte sich unruhig im Bett. So würde er niemals einschlafen! Was, wenn er den ganzen Sommer nicht würde schlafen können? Warum bloß hatten die Eltern ihn hier gelassen?

Nach einer langen Weile schlief auch er endlich ein, doch nur, um, nach scheinbar kürzester Zeit, von einem unheimlichen Geräusch wieder geweckt zu werden. Es gab keinen Zweifel: Irgendetwas schlich draußen auf der Veranda herum. Ein wildes Tier! Rick schluckte. Was, wenn es sich dazu entschloss, durchs Fenster zu springen und auf seinem Bett zu landen? Was, wenn es sich um einen Bären oder einen Puma handelte?

Er blickte zu Sam und Joey hinüber. Die beiden schliefen noch immer seelenruhig. Leise rief Rick ihre Namen.

„Was ist denn?“, wollte Sam mürrisch wissen und rieb sich verschlafen die Augen.

„Hörst du es denn nicht? Das Geräusch draußen vor dem Fenster? Wie kannst du dabei schlafen? Ich glaube, es ist ein Bär.“

„Ein Bär?“

„Ja.“

Sam lauschte einen Augenblick und lachte leise auf. „Das ist kein Bär, das ist eine unserer Katzen. Großvater hat die Metallleiter stehen lassen, mit der er heute Nachmittag aufs Dach geklettert ist, um den Schornstein zu reinigen. Die Katzen lieben es, darauf rauf und runter zu laufen!“

„Katzen?“, fragte Rick ein wenig zaghaft.

Sam knipste seine Taschenlampe an, kletterte aus dem Bett und ging zum Fenster hinüber. „Komm her und schau es dir an!“

Rick folgte Sam zögernd zum Fenster und – schreckte entsetzt zurück. Der Schein der Taschenlampe hatte die kleine Katze auf der Leiter angelockt und sie hatte ihren Kopf genau in dem Augenblick vor das Fenster gestreckt, als Sams Taschenlampe nach draußen leuchtete!

„Siehst du, es ist nur eine Katze“, meinte Sam ungerührt und legte sich wieder hin.

Ricks Herz pochte noch immer laut, aber er atmete erleichtert auf. „Entschuldigung“, murmelte er. Dann kroch er verlegen zurück in sein Bett und zog sich die Decke über den Kopf.



Ein sonderbares Licht

„Daddy, irgendetwas ist in den Ofen gefallen“, stellte die kleine Annie am nächsten Morgen fest, als sei es die normalste Sache der Welt. Sie stand in ihrem langen Nachthemd vor dem Holzofen im Wohnzimmer, der im Sommer nicht in Betrieb war, und beobachtete durch die Scheibe in der Ofentür fasziniert, wie die kalte Asche im Inneren zu tollen Wolken aufgewirbelt wurde.

Obwohl es noch sehr früh am Morgen war, hatten alle Annie gehört und kamen nacheinander im Schlafanzug ins Wohnzimmer, um zu sehen, was geschehen war.

Rick folgte den Jungen ein wenig missmutig. Er hatte seinen blamablen Auftritt in der letzten Nacht noch immer nicht verwunden. Seine Miene hellte sich jedoch sofort auf, als John verkündete: „Ja, ein Vogel ist durch das Ofenrohr in den Ofen gefallen!“

In diesem Augenblick beruhigte sich der Vogel kurz und blickte die Menschen aufmerksam an, die durch die Glasscheibe besorgt zu ihm hineinstarrten.

„Oh, ein Bluebird!“, rief Lucy. In der indianischen Tradition ihres Vaters galten Bluebirds als Glücksbringer.



Und mit ihrem schillernden blauen Federkleid waren sie zudem auch wunderschön anzusehen. Sie mussten ihn einfach retten! Es würde nicht einfach sein, das wusste Lucy. Daher sprach sie ein leises Gebet zu Great Spirit, so wie sie es von ihrem Vater gelernt hatte, und bat um Beistand für das Tier.

Im Inneren des Ofens versuchte der Vogel nun erneut, seiner Falle zu entkommen, und flatterte wild umher.

John holte ein altes Geschirrhandtuch und zog seine lederen Arbeitshandschuhe an. „Der Vogel wird versuchen, nach oben zu entkommen, wenn ich die Ofentür öffne und mit meiner Hand auf ihn zukomme. Ich werde versuchen, das Handtuch vorsichtig über ihn zu werfen und ihn so zu fassen zu bekommen. Hoffentlich entwischt er nicht ins Haus. Denn dann wird es noch schwieriger, ihn zu fangen.“

Die Kinder beobachteten mit großen Augen, wie der Bluebird just in dem Augenblick aufhörte zu flattern, in dem John die Ofentür einen Spalt breit öffnete und seine Hand vorsichtig durch die Öffnung schob. Der Vogel war ganz ruhig und ließ es zu, dass John das Handtuch über ihn warf und ihn behutsam in die Hand nahm. Ganz so, als würde er wissen, dass Vater ihm nur helfen will, dachte Lucy fasziniert.

John öffnete die Ofentür nun vollständig und zog die Hand mitsamt dem Vogel heraus. Vorsichtig schob er das Handtuch beiseite und zeigte der aufgeregten Kinder­schar den Vogel. „Seid schön leise“, mahnte er. „Und bewegt euch nicht, damit sich das Tier nicht noch mehr erschreckt.“

„Darf ich ihn anfassen?“, wollte Annie wissen.

„Sehr behutsam“, antwortete John. „Bluebirds bringen

Glück, das wisst ihr doch. Wir wollen keinen von ihnen verärgern oder verletzen. Habt ihr gesehen, wie still er dasaß, damit ich ihn greifen konnte. Er wollte gerettet werden.“

Liebevoll streichelten die Kinder reihum das Köpfchen des Tieres, dann trug John den Bluebird nach draußen auf die Veranda und entließ ihn zurück in die Freiheit.

„Ich hab den Bluebird lieb“, verkündete Annie. „Warum ist er davon geflogen?“

„Er hat wahrscheinlich eine liebe Bluebirdfrau und viele Kinderchen, die irgendwo schon ganz unruhig auf ihn warten. Du würdest es auch nicht mögen, wenn Papa von einer Jagd nicht wieder nach Hause kommen würde, oder? Wir würden uns auch Sorgen machen.“

Das sah Annie sofort ein.

Es war Ricks erster Tag auf der Ranch. Deswegen hatten die Eltern entschieden, dass sie alle gemeinsam ausreiten und ein Picknick machen würden. Der Ausflug war eine gute Gelegenheit, um Rick die Umgebung zu zeigen und um ihn besser kennen zu lernen.

Nachdem also die morgendlichen Arbeiten verrichtet und alle Tiere versorgt waren, sattelte John zusammen mit den Kindern die Pferde, während Laura einen Korb mit Essen und Getränken zurecht machte. Auch Großvater würde sie begleiten.

Lucy gefiel der Vorschlag gar nicht. Sie wollte viel lieber auf der Ranch bleiben, um ein Auge auf ihre trüchtige Stute zu haben. Erst nachdem ihr Großvater das Tier gemustert hatte und erklärte: „Das Fohlen kommt heute nicht“, ließ sie sich zu dem Ausflug überreden.

Auch Rick war der geplante Ausritt nicht geheuer. Er hatte



noch nie auf einem Pferd gesessen und verspürte auch nicht die geringste Lust, es zu versuchen. Auf gar keinen Fall wollte er sich erneut lächerlich machen. Warum konnten sie nicht einfach den Tag auf der Veranda verbringen und Gameboy spielen? Dabei konnte ihm so leicht keiner etwas vormachen. Aber reiten? Argwöhnisch musterte er die gesattelten Pferde.

Doch Laura ließ keine Widerrede zu. Sie schob den Jungen sanft zu einem der kleineren Pferde und erklärte ihm kurz, wie er sich zu verhalten hatte. „Das meiste ist Übung“, meinte sie aufmunternd. „Schau einfach, was die anderen machen, und mach es ihnen nach. Ist wirklich nichts dabei, und Molly hier ist lammfromm.“ Sie tätschelte liebevoll den Hals der braunen Stute.

Die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Friday, der braune Mischlingshund der Jungen, lief freudig wedelnd nebenher, und die Kinder redeten fröhlich durcheinander. Tage wie dieser, an denen sich die Eltern und der Großvater freinahmen, waren selten. Auf der Ranch gab es immer mehr als genug zu tun, und selbst wenn ein Ausflug geplant war, konnte man nie wissen, ob es auch tatsächlich dazu kommen würde. Allzu oft durchkreuzten Generatoren, die plötzlich nicht anspringen wollten, Bären, die über Nacht die Mülltonnen durchwühlt hatten oder eine defekte Wasserleitung am Berg die einmal gefassten Pläne.

So war das Leben in der Wildnis nun einmal. Nichts war berechenbar, nichts vorhersehbar. Lucy fand, dass gerade darin der Reiz des Lebens auf der Ranch lag: Jeder Tag war ein Abenteuer!

„Passt auf Bären auf“, mahnte Laura, während sie den Hang hinauf ritten. „Sie lieben die Beerenbüsche, die ne-

ben dem Pfad wachsen. Und falls jemand blühendes Johanniskraut entdeckt, sagt bitte Bescheid. Ich brauche die Blüten, um neues Öl gegen Großvaters Rheuma zu machen.“ Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien von einem fast wolkenlosen Himmel auf Beaver Creek Ranch herab und es wehte ein warmer Wind. Für Lucy gab es keine besseren Tage, um draußen in der Wildnis umherzustreifen. Vielleicht würde der Sommer ja doch noch schön werden. Auch mit Rick. Im Augenblick stellte er sich beim Reiten zwar ganz fürchterlich umständlich an, aber wenigstens hatte er an diesem Tag noch kaum genörgelt oder sie mit den Vorzügen des Stadtlebens gelangweilt. Lucy konnte Kritik an ihrer Wildnis nicht gut ertragen. Für sie war dieses Leben das perfekte Leben!

Es dauerte deshalb auch gar nicht lange, bis sie sich vollkommen im Anblick der Natur verlor. Da waren die rauen Berge, die hohen Kiefern und Fichten und die vielen gelben, roten und blauen Wildblumen, die überall am Berghang blühten. Kleine Präriehunde flitzten über den Pfad, und im Schatten der Bäume grasten hier und da ein paar Hirsche. Der süßlich schwere Duft der wilden Rosen umhüllte sie wie ein Schleier, und über ihr kreiste ein Adler.

Rick teilte Lucys Euphorie nicht im Geringsten und konnte ihren verklärten Gesichtsausdruck nicht verstehen. Ihm stand nicht der Sinn nach der Schönheit der Berglandschaft oder dem Anblick der wilden Tiere. Die Weite und die Einsamkeit der Wildnis beunruhigten ihn. Er war an lärmende Autos und Straßen voller Menschen gewöhnt. Und im Augenblick war er sowieso viel zu beschäftigt, nicht vom Pferderücken zu rutschen, als dass er sich auf irgendetwas anderes hätte konzentrieren können.



„Mom hat uns erzählt, dass du keine Geschwister hast“, meinte Lucy. Sie hatte Mitleid mit Rick, der so verkrampt auf seinem Pferd saß. Sie war neben ihn geritten und wollte ihn ablenken. Vielleicht würde er dann etwas lockerer werden.

„Das stimmt“, erwiderte Rick angespannt.

„Habt ihr in einer Wohnung oder einem Haus gewohnt?“, hakte Lucy weiter nach.

Rick warf ihr einen kurzen Blick zu. „Wir hatten ein schönes großes Haus“, erklärte er schließlich und schluckte.

„Du vermisst es sehr, stimmt’s? Warum seid ihr dort weggezogen?“

„Vater hat von seiner Firma eine Stellung in Vancouver angeboten bekommen. Es ist eine großartige Chance für ihn“, meinte Rick recht sachlich.

Lucy musterte ihn. „Du wärest lieber in Deutschland geblieben.“

Rick sah sie überrascht an. „Woher weißt du das?“

Lucy lachte. „Du siehst nicht gerade glücklich aus!“

„Hier sind wir!“, verkündete Laura und sprang vom Pferd. Sie hatten an einem schmalen Bach Halt gemacht, der sich durch eine kleine Lichtung schlängelte. Goldenes Sonnenlicht durchflutete diesen Platz inmitten der hohen Nadelbäume. Am Rand der Lichtung stand eine halbverfallene Blockhütte.

„Das ist eine alte Goldgräberhütte“, erklärte Sam, „willst du sie dir mal aus der Nähe ansehen?“

Rick stimmte zu und die Kinder liefen über die Lichtung zur Hütte.

Lucy, Sam und Joey trugen ihre Gewehre bei sich. Die kleine Annie folgte ihnen und versuchte vergeblich, auf Fridays Rücken zu reiten.

Die Goldgräberhütte war schon seit vielen Jahrzehnten unbewohnt. Die Holzstämme, aus denen sie gebaut worden war, waren grau und verwittert, aber gut erhalten.

Als sie die kleine überdachte Veranda betraten, überkam Lucy ein kribbeliges Gefühl. Sie hatte eine Gänsehaut. Das geschah jedes Mal, wenn sie auf Spuren der Vergangenheit stieß. Wie hart das Leben der Menschen damals gewesen ist, dachte Lucy, wie ungewiss.

Die Tür stand offen. Die Kinder zwängten sich in den einzigen Raum der Hütte und Rick bemerkte, dass das Dach einige Löcher hatte. Auch Fensterscheiben gab es nicht mehr. Tiere schienen hier ein und aus zu gehen. Der abgetretene Holzfußboden war übersät mit Spuren von Mäusen und Ratten. Rick fühlte sich etwas unbehaglich und sah sich vorsichtig um. Plötzlich ließ ihn ein donnerndes Poltern zusammenfahren.

Die anderen lachten. Ein weiterer Stein hatte sich aus dem gemauerten Schornstein gelöst und war auf den Holzfußboden gefallen!

Rick atmete erleichtert auf. An die absolute Stille dieser verflixten Wildnis würde er sich nie gewöhnen! In der Stadt gab es ununterbrochen Lärm. Man nahm ihn gar nicht mehr wahr. Aber hier draußen war alles so still, dass jedes Geräusch überraschend und unerwartet kam ...

„Als meine Urgroßmutter in dieser Gegend aufwuchs“, erzählte Lucy, „und der Goldgräber diese Hütte hier gebaut hat, waren Winter mit bis zu minus 60 Grad Celsius normal. Oft dauerten sie mehr als acht Monate und die Sommer waren sehr kurz. Es gab keine Möglichkeit, im Winter ins Dorf zu gelangen. Die Menschen waren in dieser Zeit vollkommen auf sich gestellt. Naja, jedenfalls der Goldgräber hier. Meine Urgroßmutter war



niemals allein. Sie wuchs in einer Großfamilie auf. Da hat jeder auf den anderen aufgepasst und ihn beschützt.“

Joey stieß Rick leicht in die Seite. „Der Geist des alten Goldgräbers soll noch immer auf der Suche nach El Dorado, der sagenumwobenen goldenen Stadt – oder in diesem Fall dem größten aller Goldvorkommen – sein. Glaubt man den alten Geschichten, so hat seine Gier ihn nie zur Ruhe kommen lassen. Nachts bleibst du also besser fern von hier.“ Er lachte.

„Es stimmt“, pflichtete Sam seinem Bruder bei. „Es gibt viele Geschichten, die von einem gewaltigen Schatz berichten, den ein alter Goldsucher namens Jim Grey vor vielen, vielen Jahrzehnten irgendwo in der Gegend versteckt hat. Nach seinem Tod haben ganze Heerscharen von Männern nach diesem Schatz gesucht, und doch nichts gefunden. Aber die Geschichten über den Schatz kursieren noch immer.“

Rick sah ihn ungläubig an. Er wusste, dass die Yellow Eagle Familie, wie die meisten indianischen Familien, an Geistwesen oder spirits glaubten, die in der Natur zu Hause waren und über das Wohl aller Lebewesen wachten. Für die Indianer war jedes Ding lebendig – Mensch, Tier, Blume, Baum, Stein – alles war Teil von Great Spirit, dem Schöpfer allen Lebens. Aber Rick bezweifelte, dass Joey von dieser Art Geistwesen sprach. Er hatte vielmehr den Eindruck, dass man ihn auf den Arm nehmen wollte, und das stimmte ihn ärgerlich. Schweigend drehte er sich um und machte sich auf den Weg zurück zu den Erwachsenen.

Plötzlich tauchte Lucy lautlos neben ihm auf, packte ihn am Arm und deutete ihm, still zu sein und sich nicht zu bewegen. Überrascht folgte er ihrem Blick und entdeckte

eine große Hirschkuh, die mit ihrem Kalb aus dem Unterholz hervorgetreten war, um an dem kleinen Bach zu trinken. Die Sonne fiel durch das lichte Nadelkleid der Kiefern und warf goldene Tupfer auf die Rücken der Tiere. Kein Lüftchen regte sich. Nur der einsame Schrei eines Raubvogels durchbrach die Stille. Es war, als hätte jemand die Zeit angehalten. Alle Augen waren wie gebannt auf die Hirsche gerichtet – besonders die von Friday. Aber der kluge Hund wusste, was von ihm erwartet wurde und bellte nicht. Die Kinder hielten auf ihren zahlreichen Streifzügen oft inne, um Streifenhörnchen, Elche oder Hirsche zu beobachten. Und wenn er ihnen dazwischen kam, wurde er von den Kindern heftig gescholten.

Ein Knacken im Buschwerk ließ die Tiere aufhorchen. Sanft stieß die Hirschkuh ihr Kalb an und schob es zurück ins sichere Unterholz. Der Zauber des Augenblicks war vorüber. Rick begann, wieder normal zu atmen. Aber er blickte noch immer fasziniert zu der Stelle hinüber, wo die beiden Hirsche eben noch gestanden hatten. Den majestätischen Tieren so hautnah gegenüber zu stehen, hatte ihn sehr beeindruckt!



„Ihr Kinder geht jetzt alle in Ruhe duschen, während ich das Abendessen vorbereite“, erklärte Laura fröhlich, als sie am späten Nachmittag die Ranch wieder erreicht und die Pferde versorgt hatten.

„Jetzt hier draußen duschen?“, meinte Rick entsetzt. „Der Wind ist furchtbar frisch!“

„Du wirst dich bald daran gewöhnen!“, entgegneten die anderen lachend.



Doch kurz darauf war niemandem mehr nach Lachen zumute. Als Lucy der kleinen Annie mit dem Duschen hatte helfen wollen, war ihr aufgefallen, dass der Wasserdruck viel schwächer war als normal. Aber ihr Vater konnte keinen Defekt an der Dusche feststellen.

„Es muss irgendwo ein Loch geben“, erklärte John besorgt. „Entweder in der Leitung oder in der Zisterne.“ John drehte sich wortlos um und machte sich auf die Suche nach seinem Vater.

Die Kinder schwiegen betrübt.

„Wo ist das Problem? Morgen kann jemand kommen und die Sache in Ordnung bringen“, meinte Rick.

Lucy schüttelte lediglich den Kopf. „Dieser jemand kostet viel Geld.“ Probleme mit der Wasserleitung waren immer besonders schlimm für die Familie. Nicht nur die Menschen auf der Ranch, auch alle ihre Tiere waren auf das Wasser angewiesen, um hier oben überleben zu können. Die Wasserleitung war von der Quelle weiter oben am Berg über mehr als einen Kilometer den Hang hinunter verlegt und dabei fast zwei Meter tief eingegraben worden. Ein Leck dort zu finden war beinahe unmöglich. Es war in einem solchen Fall einfacher, eine komplett neue Leitung zu verlegen, doch dafür fehlte der Familie einfach das Geld.

Lucy seufzte. Immer das verflixte Geld! Sie hoffte inständig, dass sich das Problem in der Zisterne befand. Die Zisterne würde mit erheblich weniger Aufwand und Kosten zu reparieren sein als die Wasserleitung. Dennoch, Reparaturen würden bezahlt werden müssen, und das bedeutete in jedem Fall eine zusätzliche Last für ihre Eltern und den Großvater.

„Ich werde draußen schlafen“, verkündete Lucy nach dem Abendessen. „Ich will dabei sein, wenn Seliyas Fohlen zur Welt kommt.“ In Wahrheit wollte sie einfach eine Weile allein sein und nachdenken.

Sofort schrien ihre Geschwister durcheinander, dass sie ebenfalls draußen übernachten wollten.

„Alle mal herhören!“, verkündete John. „Die Großen können draußen schlafen, wenn sie es denn unbedingt wollen. Auch Rick. Aber Annie bleibt bei uns im Haus.“

„Ich will nicht in meinem Bett schlafen!“, rief die Kleine ärgerlich. „Ein Monster wohnt unter meiner Decke!“

Sam und Joey prusteten los. „Ein Monster! Dass ich nicht lache – das sind doch nur deine Füße!“

Annie stapfte beleidigt aus dem Zimmer. Es war so ungerecht, die Jüngste zu sein!

Rick entschied, ebenfalls im Haus zu schlafen. Lucy und ihre Brüder Sam und Joey jedoch machten sich kurze Zeit später, mit Schlafsäcken, Taschenlampen, Gewehren und warmer Kleidung ausgerüstet, auf den Weg zu der Weide, auf der Seliya stand. Friday begleitete sie.

Lucy sog die kühle Abendluft ein. Der Wind spielte ein leises Lied in den hohen Ästen der umstehenden Kiefern und es roch so herrlich nach Waldboden und Pferd. Lucy lächelte. Es war immer so: Sie mochte noch so traurig oder ärgerlich sein, draußen in der Natur fand sie jedesmal schnell wieder zu sich selbst. So auch heute. Sie breitete ihren Schlafsack neben den Jungen aus, in sicherem Abstand zum Zaun, und schlüpfte fröstelnd hinein.

In den Bergen waren die Nächte auch im Sommer recht kühl und manchmal gab es sogar leichten Frost. Vielleicht würde es auch in dieser Nacht sehr kalt werden: Der Himmel war klar und dunkel und übersät mit Abermil-



lionen leuchtender Sterne. Lucy verschränkte die Arme hinter dem Kopf und versank im Anblick des Nachthimmels. Rote Sterne, gelbe Sterne, blaue Sterne, die funkelten und schimmerten und sich irgendwie zu bewegen schienen.

Das einsame Heulen eines Kojoten durchbrach die Stille und beinahe gleichzeitig antwortete darauf ein Rudel irgendwo am Berghang. Lucy löste sich vom Sternenhimmel und rief ein paar besänftigende Worte zu ihrer Stute hinüber, die auf der anderen Seite des Zauns unruhig auf und ab lief. Aber was war das? Irrte sie sich, oder war dort oben am Hang tatsächlich ein Licht?

„Sam, Joey! Seht euch das mal an!“ Lucy stieß ihre Brüder unsanft an. Das Licht war noch immer zu sehen.

„Das ist noch auf dem Gelände unserer Ranch. Wer treibt sich um diese Zeit dort oben herum? Und noch dazu, ohne uns um Erlaubnis zu bitten?“, meinte Sam aufgebracht.

„Vielleicht hat Dad jemandem erlaubt, dort zu campen?“, warf Joey ein.

„Er hätte es uns erzählt“, meinte Lucy.

„Wer immer es sein mag, er benutzt einen starken Scheinwerfer oder etwas in der Art, sonst könnten wir den Strahl hier unten nicht sehen“, stellte Sam fest.

„Ich frage mich, worauf die es abgesehen haben ...“